Blätter für den häuslichen Kreis

Objekttyp: **Appendix**

Zeitschrift: **Schweizer Frauen-Zeitung : Blätter für den häuslichen Kreis**

Band (Jahr): **34 (1912)**

Heft 23

PDF erstellt am: **30.05.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Häb Sorg zur Liebi.

Von E. Wüterich.*)

(Nachdruck verboten.)

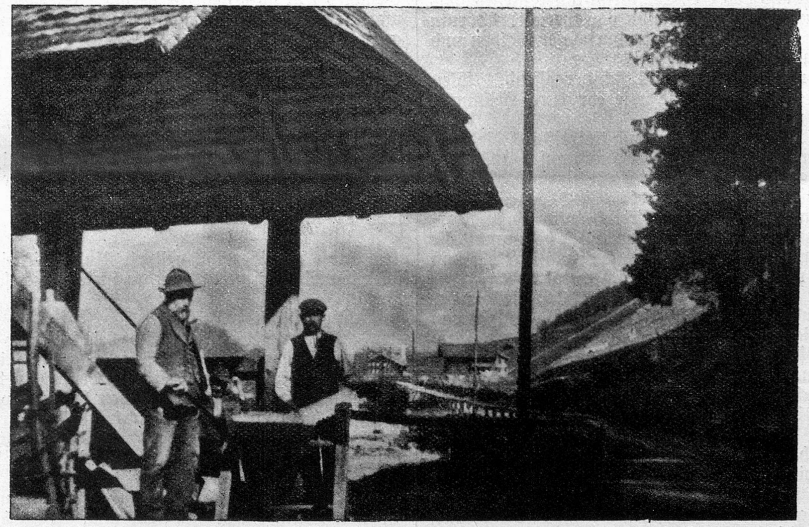
Wenn d' Liebi stirbt, was hesch de no?
Nüt als es truurigs Härz.
Und niemer kümmeret sech no
Um d' Sorge, um e Schmärz.
Wenn d' Liebi ganz erchalte lahsch,
Wird d' Wält so öd, so ruuch,
Und statt em warme Sunneschyn,
Gspürsch du ne chalte Huuch.

's cha sy, du möchtisch Liebi gä
Und bisch es nid im Stand,
Und wenn de-n-öpper hesch verletzt,
Geisch nid und gisch ihm d' Hand.
Du chansch nid säge: „Zürn mr nid,
Es isch mr leid, verzieh!"
Und wie de di o müühsch und plagsch,
D's rächt Wörtli find'sch halt nie.

Villicht wenn d' öppis Bitters seisch,
So dänk'sch nid bös drby,
Und doch geit eis na 'm andre furt,
's wott niemer by dr sy.
Trotzdäm blybsch chalt und tau'sch nid uf,
Und wenn d' verlasse bisch,
De nimmt di d's Unglück bi d'r Hand,
Wil d' Liebi gstorbe-n-isch.

Drum wenn es Fünkli i d'r glüiht,
So hüets und nimm 's in Acht,
Süsch wenn es nah-di-nah verlöscht,
So chunnt e längi Nacht.
De find'sch zum Friede-n-und zum Glück
Keis Brüggli meh, kei Stäg,
Und müehsam geisch und freudelos
Dy dunkle Läbeswäg.

*) Von der Schillerstiftung für Dialektdichtungen preisgekrönte Schriftstellerin.



Ein Frühlingsmorgen im Kandertal.
Links die uralte Engebrücke, im Hintergrund die Riesenkette.

Die Wunderdoktorin.

Roman von Lisa Wenger.

25 (Nachdruck verboten.)

„Nein, Uli. Das ist ehrlich verdientes Geld. Da ist kein Rappen dabei, den ich nicht meiner Hände Arbeit verdanke."

„So meine ich's nicht. Was ich aber von deinem Beruf halte, habe ich dir schon als achtzehnjähriger Junge gesagt. Der Kern der Sache ist nicht ehrlich. Das Fundament taugt nichts, dein Betrieb ist hohl, ihm fehlt die Hauptsache."

„Welche Hauptsache?" fragte die Doktorin und hob den Kopf. Aber Uli antwortete nicht. Er ging mit zwei Schritten auf das Gerippe zu, riß ihm den Topf mit ‚Erlöser' aus den knöchernen Fingern und warf ihn verächtlich auf den Tisch.

„Ist das ehrlich?" rief er und die Verzweiflung über sein Unglück klang aus seinen Worten. „Diese marktschreierische Reklame, dies lächerliche Bild, das die Kinder grausen macht? Und ist der Inhalt ehrlich? Ein paar unschuldige Kräuter, ein paar Tropfen Oel? Ist es ehrlich, dies Gemisch so teuer zu verkaufen und ihm Wunderkraft beizumessen?"

„Und was in euren Apotheken verkauft wird? Uli, sei gerecht! Was verkaufen sie dort für teures Geld? Was enthalten eure Pulver und Tränke? Darfst du behaupten, zwischen meinem Erlöser und euren Salben sei ein Unterschied? Ihr ehrlich und ich nicht? Das will ich mir nicht gefallen lassen, auch von dir nicht, Uli."

„Ereifre dich nicht, Mutter. Meinetwegen, nenne deine Salbe ehrlich, und nenne den ganzen Betrieb so, was tut's zur Sache?" Marie Zuberbühlers Gesicht rötete sich. Sie fing an, sich zu wehren. Ulis Wort verletzten sie.

„Du bist ungerecht und blind in deinem Vorurteil. Ich helfe und heile. Kannst du mehr?"

„Und von allen denen, die du ungeheilt entlassen, von denen, die dein ‚Erlöser' geschädigt, von denen, die durch falsche Behandlung starben, von denen sprichst du nicht," rief Uli außer sich. „Darüber schweigt ihr, du und deine Anhänger."

„Ich weiß von keinem, der durch meine Behandlung gestorben ist," rief die Doktorin empört. „Es gelingt mir nicht alles, wie auch euch nicht alles gelingt. Wie darfst du mir das zum Vorwurf machen? Trägt man nicht Tote aus euren Spitälern? Gehen nicht unter euren Messern Verstümmelte hervor? Entlassen eure Kliniken nur Geheilte? Ihr findet das selbstverständlich! Sei es! Obgleich eurer Unfehlbarkeit nichts mißlingen sollte. Du weißt selbst am besten, Uli, wie mancher Tote euch anklagen würde, könnte er reden! Warum also das Geschrei, wenn unsereinem etwas mißlingt? Warum schleppt man uns vor Gericht? Warum verwickelt man uns in Prozesse wegen harmloser Salben und Tränke? Warum uns und euch nicht?"

„Weil ihr es verdient," schrie Uli, sich vergessend. „Weil es Schwindel, eitel Schwindel ist, wie ihr eure Heilungen erzielt!"

„Nein, weil es Brotneid ist, der euch treibt!" rief die Doktorin, rot vor Zorn, und schlug mit der Hand auf den Tisch.

Uli zuckte zusammen. Hatte die Mutter recht? War es das, was ihn empörte?

„Ob es Brotneid ist, was mich treibt, kann ich nicht ergründen. Daß es nicht das allein ist, weiß ich bestimmt. Wir sind aber in unsern Begriffen zu weit auseinander, als daß ich dir begreiflich machen könnte, was ich meine."

„Wir wollen uns nicht streiten, Uli," sagte die Mutter ruhiger. „Ich habe mich hinreißen lassen. Aber sieh, von eurer Seite habe ich mein Leben lang nur Mißachtung, Mißtrauen und Feindschaft erfahren. Von allen, die mich schmähen und verachten, hat sich keiner die Mühe gegeben zu prüfen, ob er ein Recht dazu habe. Keiner, kein einziger! Und ich hätte die Prüfung bestehen können! Auch du, Uli, bist nicht gekommen. Zwischen dir und mir standen deine Vorurteile und verzeih, daß ich es sage, der Hochmut des Studierten. Daß du studieren konntest, geschah durch den Zufall der Verhältnisse. Du weißt sehr wohl, daß ich die Fähigkeit dazu gehabt hätte, so gut als du, daß es aber nicht sein konnte. Da habe ich, was ich an Klugheit, an Menschenkenntnis, an Beobachtungsgabe und Scharfsinn besaß, ausgebildet und angewendet. Und selbst denken habe ich gelernt. Selbst sehen! Ich brauche nicht anderen nachzubeten, weder Büchern noch Menschen, was doch ewig wechselt. Daß ich nicht die Knochen und Nerven und Muskeln alle lateinisch benennen kann, was verschlägt's? Ich weiß, wo sie sitzen, und habe sie auf Karten und Büchern studiert, ohne vor dem Professor zu sitzen. Und zu meinen Kranken bringe ich meinen Verstand mit, Uli, der nützt mir mehr als ein Examen, das ich vor dreißig Jahren gemacht hätte. Und dann verlasse ich mich auf die Natur, wie ihr es auch müßt, nur daß ich dem allem keine fremdklingenden Namen gebe." Uli wollte sie unterbrechen, aber sie winkte mit der Hand.

„Nein, jetzt rede ich! Ich habe lange geschwiegen. Oder red' du, Uli. Ich überzeuge dich ja doch nicht, daß du nicht allein im Recht, ich nicht allein im Unrecht sei."

„Mutter, was willst du beweisen?"

„Beweisen nichts. Ich will nur sagen, daß Charakter und Geisteseigenschaften einen gescheiten Menschen befähigen, Kranke zu heilen, so gut wie Bücherweisheit, die bei euch oft die alleinige Helferin sein muß an einem Krankenbett. Ich sage absichtlich heilen, Uli, nicht behandeln. Denn bei mir gilt die Heilung allein." Marie Zuberbühler hielt ihren Kopf hoch erhoben. Ihre Augen flammten und ihre Wangen brannten. Sie warf Uli ihre Sätze entgegen wie Trompetenstöße.

„Daß ihr mehr gelernt habt als ich, mehr wißt als ich, wie wollte ich das leugnen? Daß eure Kunst größer ist als die meine, anerkenne ich willig; aber bei euch ist die Kunst, die Wissenschaft dabei die Hauptsache und bei mir die Heilung. Daß der Friedberg himmelhoch über meinem Treuhof steht, wie sollte ich das nicht wissen? Und doch habt ihr die Apothekerin entlassen müssen, und konntet sie trotz aller eurer Neuerungen, trotz aller eurer Künste nicht heilen! Aber ich habe ihr geholfen. Und ich habe der Anna Steiger geholfen. Und der Schwarztorbäuerin, und vielen Hunderten, die bei euch Hilfe suchten und sie bei mir fanden. Ja, sie fanden! Theorie ist mir nichts! Können nichts! Wissen nichts! Aber Heilen ist alles!" Die Doktorin ging mit großen Schritten hin und her. Dann blieb sie vor ihrem Sohn stehen.

„Glaubst du im Ernst, Uli, daß ich das geworden wäre, was ich bin, wenn ich eine Schwindlerin wäre? Du nennst den ‚Erlöser' Schwindel. Gut, sei es darum. — Mich aber mußt du gelten lassen! Ich heile! Wie? Wodurch? Ich meine, das sei Nebensache, wenigstens haben mich meine Kranken nie darum gefragt, wenn sie mir dankten. Ich heile! Das ist nicht Schwindel! Und das Volk weiß das und hat Vertrauen zu mir, und strömt mir zu, und erwartet Wunder von mir, und ich tue das Wunder! Ein Königreich habe ich mir erobert, Uli, und eine Königin bin ich meinem Anhang."

Marie Zuberbühler stand mitten in der Stube und ihre klugen Augen blitzten in stolzer Freude. Die Energie ihres Gesichtes trat aufs schärfste hervor. Sie war da angegriffen worden, wo sie sich in ihrem Rechte wußte, und ihr Selbstgefühl sprühte Funken.

Uli sah sie an. — Er zog, wenn er im Affekt war, die Brauen zusammen wie seine Mutter und glich ihr dann, trotz der Verschiedenheit der Züge.

„Du drehst den Spieß merkwürdig um, Mutter. Soll ich dir darauf antworten? Ich fürchte, daß ich bitter würde, oder daß es aussähe, als ob der Neid aus mir spräche, denn Marie Zuberbühler, die Wunderdoktorin, herrscht im Lande und hat den Uli Zuberbühler mitsamt seinem Friedberg unter die Füße getreten."

„Uli!" — — —

„Und hat über ihn gesiegt. Und weil die Quacksalberei über die Medizin gesiegt hat, so ist die Quacksalberei auch im Recht." —

„Du bist bitter, Uli."

„Warum sollte ich es nicht sein? Meine Praxis ist zusammengeschmolzen, meine Stellung habe ich aufgegeben, die ich liebe, kann ich nicht heimführen, mein Vaterland muß ich verlassen, mein Selbstvertrauen habe ich verloren, meine Freunde habe ich enttäuscht, meinen Ruf durch diesen Mißerfolg geschädigt, und alles durch dich, Mutter. Ich meine genug Ursache zu haben, bitter zu sein, nicht, Mutter?"

„Du tust mir weh."

„Du hast mir auch weh getan. Ich kann mir nicht helfen, Mutter. Wenn ein großer über mich gesiegt hätte, ich könnte es verschmerzen, aber der Treuhof! — Der Treuhof mit seinem ‚Erlöser'. Es ist lächerlich!" Uli lachte auf. — „Einer Salbe muß ich weichen, einem Trank!" Marie Zuberbühler sah auf ihren Sohn.

„Ich warnte dich, Uli."

„Ja, ich weiß es.“ Er saß gebeugt in seinem Stuhl. Er schämte sich des Kampfes mit seiner Mutter. Er schämte sich der Worte, die er ihr gesagt, aber er hatte sie sagen müssen. Nun schwieg er. Die Doktorin räumte mechanisch allerlei Sachen weg, die auf dem Tische waren. Sie sah jetzt voll Schmerz auf ihren Sohn. — Warum konnte sie ihm nicht helfen? — — —

„Mutter, verzeihe, wenn ich dich beleidigt habe“, sagte Uli. „Aber ich bin so müde und überreizt. Es lastet alles so schwer auf mir, ich kann nichts leicht nehmen. Daß ich Madelene lassen muß, drückt mich nieder; ihre Liebe hätte mir über manches hinweggeholfen.“

„Das liebe Kind“, sagte die Mutter mit ungewohnt weichem Ton. „Uli, ich bitte dich, überlege es dir noch einmal, ob du meine Hilfe nicht annehmen willst. Es ist mir kein Opfer, glaube mir.“ Uli sagte nichts und die Doktorin glaubte, er überdenke ihren Vorschlag.

„Du könntest Madelene heimführen, dich irgendwo ansiedeln, im Lande bleiben —“

„Ach, Mutter“, wehrte Uli, „gib dir nicht länger Mühe. Ich nehme kein Geschenk an.“

„Ein Darlehen?“

„Nein, ich warte lieber. Ich kann meine Ueberzeugung nicht ändern, was den Treuhof betrifft, und mit dem Geld, das durch den ‚Erlöser‘ verdient ist, gründe ich keinen Hausstand und noch weniger eine Praxis. Aber ich danke dir, Mutter, du meinst es gut.“

„Ich kann dir also nicht helfen?“

„Nein, Mutter.“ Uli schwieg und stützte den Kopf in beide Hände. Marie Zuberbühler schwieg auch. Man hörte das Ticken der Uhr, das Atmen des schlafenden Pix, das leise Klappern des Gerippes, wenn jemand im Hause ging.

„Was wird Margrit anfangen, wenn der Friedberg geschlossen wird?“ fragte endlich die Doktorin.

„Sie geht nach Zürich zu den Schwestern vom Roten Kreuz, um sich das Diplom zu holen.“

„Und nachher?“

„Nachher will sie mir nach Sumatra nachkommen.“

„Sie auch?“ rief die Mutter schmerzlich. „Ihr beide?“

„Sie will nicht hier im Treuhof bleiben und scheut sich, in fremde Spitäler zu gehen. Sie will eine geregelte Tätigkeit haben. Das tut ihr not.“

„In Gottes Namen!“ Marie Zuberbühler ging langsam auf ihren Stuhl zu und setzte sich mit einer müden Bewegung. „Alle Kinder verlassen mich.“

„Susi bleibt dir.“

„Susi schreibt mir soeben, daß sie den Treuhof meiden müsse. Ihr Mann will es. Du wirst dir denken können, warum.“ —

„Ja“, nickte Uli.

„Armer Treuhof“, sagte Marie Zuberbühler vor sich hin. Uli sah auf. Der Mutter Stimme hatte so seltsam geklungen.

XV.

Susi Amman verließ hastig und mit dem Ausdruck der Furcht auf dem hübschen Gesicht die Apotheke zur goldenen Schlange. Sie war so rasch die Treppe heruntergesprungen, daß sie davon Herzklopfen bekommen hatte. Aber nicht davon allein.

Die letzten Tage hatten ihr viel Aufregung gebracht. Alfred war krank und sie konnte nicht ergründen, worin seine Krankheit bestand.

Es hatte ihn zuerst ein leichtes Unwohlsein befallen, eine Verdauungsstörung, die nicht schwer zu heben schien. Dennoch war er sehr schlechter Laune, aufgeregt, unruhig, und konnte nicht mehr schlafen. Rastlos warf er sich im Bett hin und her, ächzte und stöhnte, murmelte Unverständliches vor sich hin, stand auf und legte sich wieder, auch nahm er auf Susi keinerlei Rücksicht mehr und verlangte unaufhörlich allerlei Dienste von ihr.

Die junge Frau befragte ihre Schwiegermutter über den Zustand ihres Mannes, erhielt aber keine andere Antwort und keinen anderen Trost, als den, daß sie ihn eben pflegen solle. Wenn Alfred krank und aufgeregt sei, so bedürfe er doppelt der Liebe und Fürsorge.

Frau Maria wußte es wohl, daß er schon bald nach der Hochzeit sein heimliches Trinken wieder angefangen hatte. Klaus Amman hatte oft darüber geklagt, später schwieg er, um seine Frau nicht zu beunruhigen und aufzuregen. Er hatte sich aber sehr um seinen Sohn gesorgt, der sich mehr und mehr seiner üblen Gewohnheit ergab, allerdings nie betrunken war, aber auch nie ganz nüchtern.

Dr. Andermatt hatte seinem Freund geraten, Alfred in einer Anstalt unterzubringen, aber Klaus Amman hatte sich dagegen gesträubt, und auch Frau Maria wehrte sich mit aller Energie. Sie meinte, die Sache sei nicht so schlimm. Man merke Alfred ja nie etwas an, auch sei es schon lange so wie es sei, und könne durch einen Aufenthalt in einer Anstalt kaum besser werden.

So kam es, daß Alfred einen Tag um den andern die dickbauchige Flasche aus dem Eckschränkchen holte und sich immer öfters einschenkte. Die Folgen seines langjährigen Trinkens fingen an, sich bemerkbar zu machen.

Eines Morgens, als Verene früh am Morgen im Haus herum hantierte, ging die Türe von Susis Schlafzimmer plötzlich auf, und mit angstverzerrtem Gesicht flüchtete sich die junge Frau in die Küche und umklammerte Verenes Arm.

„Um Gottes Willen hilf mir!“ bat das arme, geängstigte Wesen. „Ich kann nicht mehr allein mit ihm bleiben. Ich fürchte mich. Ich gehe nie mehr zu ihm hinein.“ Sie erzählte zitternd, was sich in der Nacht zugetragen.

„Geschrien hat er wie ein wildes Tier, und immer mit dem Finger auf etwas gezeigt, was nicht da war, und gejammert: „Tu's weg, Susi, tu's weg. Wirf es in's Feuer, Susi, tu' mir nichts!“ Und dann hat er geweint vor Angst und dazwischen wieder gejammert und geschrien. Und plötzlich ist er mir nachgelaufen und hat geschrien, ich wolle ihn erdrosseln, und ich solle den Strick doch weg tun. Verene, es war gräßlich. Ich habe die ganze Nacht in einer Ecke gewartet, daß es Tag werde, und mich so gefürchtet.“

Verene mußte sich auf einen Stuhl setzen, so war ihr der Schreck in die Glieder gefahren.

„Ach, mein Gott, jetzt das auch noch! Jetzt muß meine arme Frau das auch noch durchmachen. Aber ich habe es kommen sehen, das mußte ja ein Ende mit Schrecken nehmen. Der Anton hat mir oft erzählt, wie der Herr Alfred Flasche um Flasche leere von dem starken Zeug.“

„Hat er denn wirklich getrunken?“ fragte Susi, und ein Ausdruck von Ekel flog über ihr erschrockenes Gesicht. Verene sah Susi an und strich sich nachdenklich über den glatten Scheitel.

„Haben Sie denn davon nichts gewußt?“

„Wie sollte ich das gewußt haben? Alfred war so lieb mit mir. Wie konnte ich denken, daß er trinke?“

„Aber Ihre Mutter?“

„Was denkst du, Verene. Mutter verkehrt mit niemand aus dem Städtchen, wer hätte es ihr erzählen sollen? Aber sag' Verene, haben es denn meine Schwiegereltern gewußt?“

„Ja freilich. Sie dachten eben, der Herr Alfred werde sich Ihnen zu lieb das Trinken abgewöhnen. — Versprochen hat er es und als er sich in Sie verliebte, ging es auch besser, und die Eltern glaubten, er werde wirklich Wort halten.“ — Susi fing plötzlich an zu weinen.

„Nicht wahr, du schläfst die nächste Nacht bei mir? Ich kann nicht mehr allein mit ihm bleiben.“ Sie faßte Verenens Arm und drückte ihn.

„Ja, gern. Aber Sie müssen Ihren Bruder kommen lassen, Frau Amman. Sie sollten telephonieren.“

„Nein, ich will es ihm selbst sagen. Ich gehe auf den Friedberg.“

„Es ist ja noch zu früh, kaum recht Tag.“

„Ich fürchte mich hier. Der Anton soll bei Alfred bleiben, während ich fort bin. Ich bin froh zu gehen, es wird mir dann leichter ums Herz.“

Sie verließ das Haus, ohne zu frühstücken. Verene holte Anton, der unten sein Zimmer hatte, und schärfte ihm ein, Alfred gut zu bewachen und keinem Menschen etwas von dem Anfall zu erzählen.

Anton war dem Hause der Amman treu ergeben. Er bereute es schwer, die unglückbringenden Worte zu seinem Herrn gesagt zu haben. Er war froh, bei Alfred zu sitzen und etwas Neues zum Denken zu haben.

Susi lief eilig dem Friedberg zu.

Nun hatte der Pfarrer doch recht gehabt, als er an ihrer Hochzeit von dem vielen Schweren redete, das über die Menschen kommen konnte. Das Leben war wirklich schwer, und hinter den schönen Blumen der Liebe lauerten Gespenster, von denen sie gar keine Ahnung gehabt.

Noch nicht einmal ein Jahr war sie verheiratet, und lief schon in Angst und Schrecken zu ihrem Bruder, um ihn ge-

gen ihren Mann zu Hilfe zu rufen. Susi war sehr traurig. —

Der Arme! Sie hatte ihn so lieb gehabt. Er tat ihr so viel zu Gefallen, eigentlich alles, was sie wollte. Und nun fürchtete sie sich vor ihm. Sie sah ihn vor sich in dem langen Nachtkleid, mit dem schneeweißen Gesicht und den angstverzerrten Zügen. Das Grauen packte sie wieder.

Sie achtete nicht des Leuchtens in der Natur, das strahlend über die Dämmerung Herr wurde, und die Spinnweben, die über See und Matten lagen, in nichts zerfließen ließ. Sie sah es nicht, wie das Himmelsblau sich langsam über die erwachte Erde spannte, wie die Sonne Farben weckte und Glanz und Licht und Freude; wie sie in den Fenstern und dem Brunnen, und dem Fluß und dem See flimmerte und einen Strom von goldenen Funken über die Fluren streute.

Sie kam sich verlassen vor und war sehr unglücklich, daß sie am frühen Morgen vor ihrem Mann davonlaufen mußte. Das Mitleid mit sich selbst übermannte sie, und sie fing auf der offenen Landstraße an zu weinen, wie ein verlorenes Kind. — Nur, wenn ein Bauersmann ein Kühlein vorbeitrieb oder eine Bäuerin mit ihrem Korb voll Eier auf dem Kopf vorüber ging, wischte sie die springenden Tränen weg und lächelte ein freundliches: Grüß Euch! Nur damit niemand merken sollte, wie traurig Susi Amman war.

Endlich hatte sie den Friedberg erreicht und lief Uli in die Hände.

„Susi, du?“ rief er erstaunt. „Was bedeutet das?“ — Susi flüsterte ihm zu, daß mit Alfred etwas vorgegangen sei, was sie ihm aber jetzt nicht erzählen könne. Auch habe sie noch nicht gefrühstückt und sei sehr hungrig.

Uli unterdrückte ein Lächeln und bestellte den Kaffee in sein Zimmer. Dann führte er seine junge Schwester hinauf. Dort erzählte sie ihm die Schrecken der Nacht.

„So schlimm steht es schon mit ihm?“ sagte er ernst. „Ich komme mit dir hinunter, sobald ich meinen Rundgang gemacht habe. — Es dauert nicht lange“, fügte er bitter hinzu.

„Ach, Uli, du tust mir so leid.“

„Wir wollen nicht davon sprechen.“

„Das Aergste ist, daß du Madelene nun nicht heiraten kannst. Ich habe wohl gemerkt, daß du sie lieb hast“, fuhr Susi unbeirrt fort. — „Weißt du, ich finde, ihr solltet heiraten und dann miteinander nach Sumatra gehen.“

„Das tue ich nicht. — Ich will wissen, wohin ich Madelene führe.“

„Sie käme gewiß lieber mit dir.“

„Ich darf sie nicht darum bitten. Und hier ist sie gut aufgehoben.“

Er wandte sich ab und trat ans Fenster. Man konnte den Giebel von Dr. Andermatt's Haus sehen. Doch überwand er seine Bewegung bald. — Das Frühstück wurde gebracht.

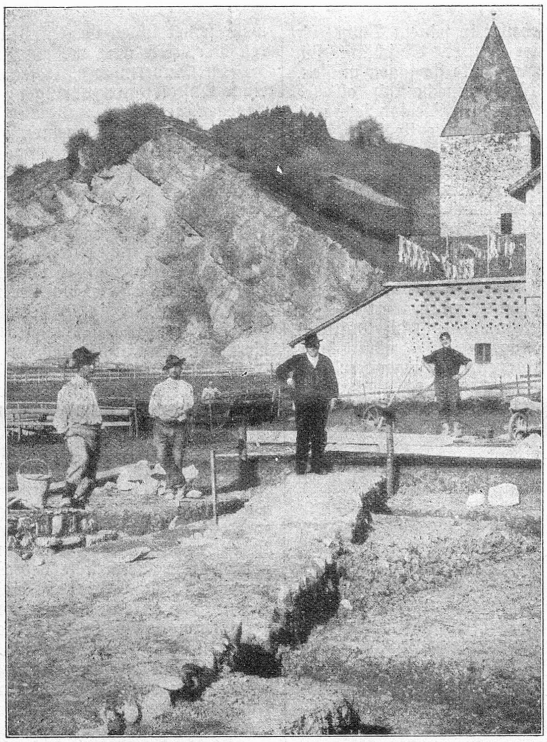
„So, Susi, ich bin bald wieder da.“ Er ging und Susi aß mit gutem Appetit. Wirklich dauerte es nicht lange, bis Uli zurückkam, begleitet von Margrit. Die Schwestern umarmten sich.

„Mein armes Kleines!“ sagte die Aeltere. „Nun mußt du auch daran glauben! Uli und ich freuten uns, daß du wenigstens glücklich seiest.“

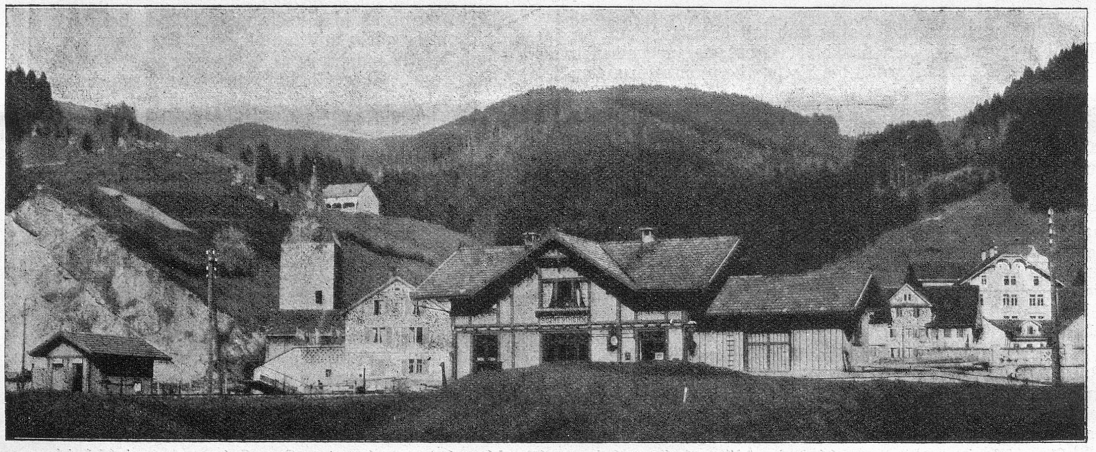
„Es wird hoffentlich alles wieder gut“, sagte Uli, obgleich er selbst daran zweifelte.

Auf dem Rückweg befragte er Susi über jede Einzelheit in Alfreds Erkrankung und er konnte sich zuletzt ein klares Bild von seiner Krankheit machen.

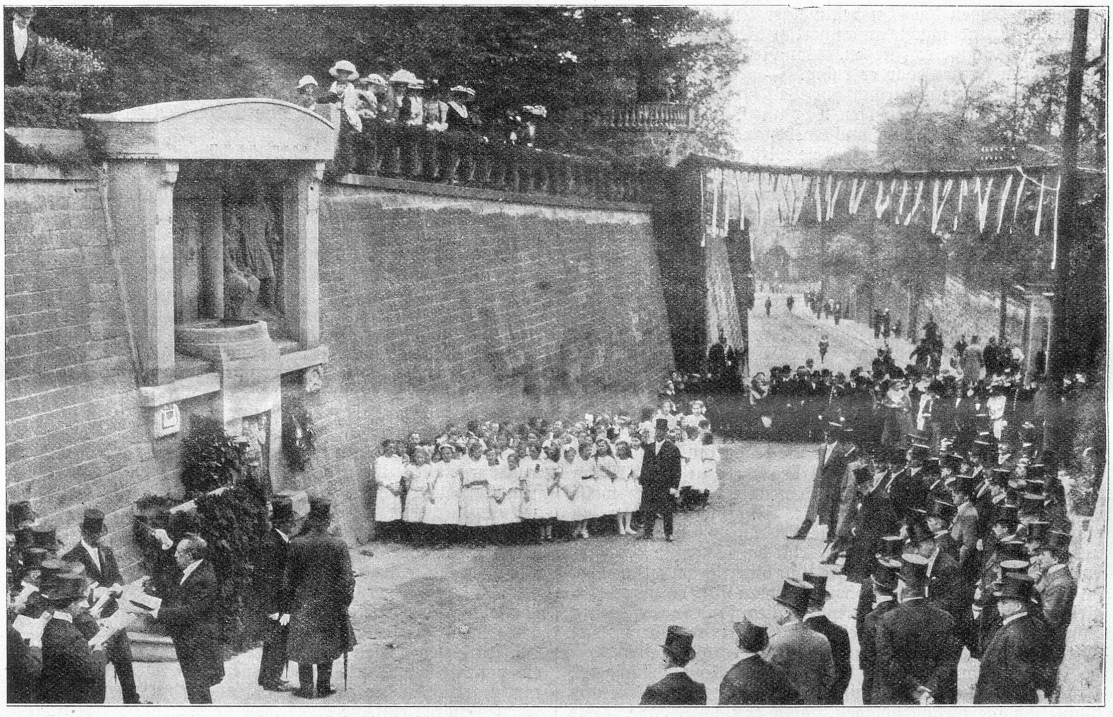
Als Uli an Alfreds Bett trat, lag der Kranke mit ge-



Die bei Grabarbeiten freigelegte alt-historische Letzimauer bei Rothenthurm (Schwyz).



Dorf und Bahnhof Rothenthurm (Kant. Schwyz), an der Bahnlinie Wädenswil über den Sattel nach Arth-Goldau, direkt an der neu entdeckten Letzimauer liegend, allwo die Schwyzer unter Reding am 2. Mai 1798 heldenmütig die Franzosen schlugen, welche 2000 Mann auf dem Kampfplatz ließen.



Zur Schiller- und Körner-Denkmal-Einweihung in Loschwitz bei Dresden.
Männerchorlieder und Kindergesänge verschönern die weihevolle Feier. — In einem dieser Mauer mit dem Denkmal gegenüberliegenden Hause, das der Vater Theodor Körner's bewohnte, hat Schiller 1787 sein Drama „Don Carlos" verfaßt.

Durch eine Windhose verursachte Sturmschäden in Sehlis bei Taucha (Sachsen).
(Text siehe Seite 175.)

schlossenen Augen da. In beständiger Unruhe zupfte er an seiner Decke und machte unaufhörlich Bewegungen mit den Fingern, als fange er Fliegen. Von Zeit zu Zeit flüsterte er etwas. Im ganzen war er ruhig.

„Anton, Sie müssen sich Ihr Bett hier im Zimmer aufschlagen lassen. — Sie dürfen Tag und Nacht den Kranken nicht verlassen. Du, Susi, mußt nebenan schlafen. Ich sende dir Schwester Lydia zur Hilfe. Sie wird mir diesen Gefallen gerne tun und ist im Friedberg entbehrlich. Die Hauptsache ist, daß man Alfred gut bewacht. Er muß eine mäßige Dosis seines gewöhnlichen Getränkes erhalten." Dann verschrieb Uli ein Rezept. „Dies tragen Sie hinunter, Anton, und geben es dem Kranken nach Vorschrift. Ich komme morgen wieder. Sollte etwas vorfallen, so telephoniere mir gleich, Susi!" — — —

„Ich fürchte mich, Uli."

„Willst du auf den Friedberg kommen?"

„Ach nein, Alfred tut mir leid. Er könnte nach mir verlangen." —

„Du hast ja jetzt Hilfe und bist nicht allein." — Er umarmte Susi und ging.

Als er am nächsten Morgen wiederkam, saß die junge Frau blaß von den Aufregungen der Nacht am Fenster.

„Es war gräßlich, Uli. Viel ärger als gestern. Anton wurde ihm kaum Meister. Alfred meinte wieder, ich wolle ihn umbringen und schrie um Hilfe. Und dann warf er sich plötzlich auf die Erde und wollte Schlangen fangen und sie uns nachwerfen. Jetzt liegt er elend da, blaß und eingefallen. Ach, der arme Alfred!" Sie fing bitterlich an zu weinen.

Am fünften Tage telephonierte man Uli, er möchte sogleich kommen. Als er die Treppe erstieg, fand er Susi neben Schwester Lydia im Flur stehend, zitternd und bebend. Aus Alfreds Stube drang Heulen und tobendes Geschrei.

„Es sind drei bei ihm, sie können ihn kaum bändigen", flüsterte Susi. — „Er hat mich am Hals gepackt und Anton mußte ihn ins Gesicht schlagen, damit er mich loslasse." Sie zitterte am ganzen Leib.

„Die Geisteskrankheit ist ausgebrochen", sagte Schwester Lydia leise.

„Ich sah es kommen", nickte Uli. „Jetzt muß er fort, es ist höchste Zeit." Er ging zu Alfred hinein. Nach einer halben Stunde telephonierte er nach Zürich, und am Abend wurde Alfred Amman in eine Irrenanstalt verbracht.

Es war ein furchtbarer Tag. Uli wich nicht aus dem Krankenzimmer, denn der Irre tobte wie ein wildes Tier, schlug mit Händen und Füßen gegen die Türen und Möbel, daß die Schläge im ganzen Haus widerhallten, biß und kratzte, schlug um sich und raste an den Wänden herum.

Susi und Schwester Lydia saßen im Nebenzimmer und blieben den ganzen Tag in einem Zustand hochgradiger Erregung. Die Diakonissin tröstete und beruhigte, aber das Toben des Kranken war so furchtbar, daß alle Nerven der jungen Frau darob erzitterten.

Sogar Frau Maria hörte den Lärm und faltete krampfhaft die Hände.

Uli hatte ihr schon vor einigen Tagen davon gesprochen, daß Alfred wahrscheinlich in eine Irrenanstalt verbracht werden müsse, aber sie hatte nichts davon wissen wollen. — Ihren veralteten Begriffen erschien der Aufenthalt in einer Anstalt als eine Schande, die sie dem einzigen Sohn nicht antun mochte.

Sie verlangte, daß Susi ihn pflege. — Sie habe ja die guten Tage mit ihm geteilt und möge nun auch die schlimmen mit ihm teilen. Kein Zureden half.

Heute aber, als sie das Geschrei, das Stampfen und Poltern hörte, fürchtete sie sich und fing an zu begreifen, daß die Kraft einer schwachen Frau nicht zur Pflege genüge. Sie hielt sich die Ohren zu, um nichts weiter zu hören von dem, was oben vorging, und als Uli später hinunterstieg, um ihr mitzuteilen, daß Alfred auch gegen ihren Willen in eine Anstalt verbracht werde, hatte sie nichts mehr dagegen.

Gebeugt vom Jammer saß sie in ihrem Stuhl.

„Klaus, Klaus", wimmerte sie. Aber es antwortete ihr nichts als das tierische Heulen des kranken Sohnes.

Nachdem Alfred fortgebracht worden, herrschte eine beängstigende Stille in dem großen Haus zur goldenen Schlange.

Susi war sehr viel allein. Sie saß meist auf ihrem Zimmer, denn Frau Maria liebte es nicht, sie um sich zu haben.

Trotzdem die Apothekerin nur mit Herzklopfen und mit Grauen an die Schreckensszenen mit Alfred dachte, zürnte sie doch ihrer Schwiegertochter, daß sie nicht tapferer und länger bei ihrem Sohne ausgehalten hatte.

Susi suchte sich zu zerstreuen, und es gelang ihr, während des Tages ihre Furcht und Einsamkeit zu überwinden. Wenn sie aber nach ihren Spaziergängen und Besuchen in ihre einsamen Zimmer zurückkehrte, so überfiel es sie gleich einer grauen Wolke. — Sie saß dann wie in einem Bann, wagte sich kaum zu rühren und erschrak ob jedem Geräusch.

Stundenlang weinte sie. Aus Mitleid mit dem verlorenen Mann, in der Erinnerung an all das Schreckliche, was sie erlebt, und aus Sehnsucht nach der glücklichen Vergangenheit. Alfreds konnte sie nicht mehr mit Liebe gedenken, nur Schrecken und Furcht vor ihm waren ihr geblieben.

In dieser innern und äußern Einsamkeit ergriff sie das Heimweh nach ihrer Mutter, und zugleich eine große Reue. Wie Nebel fiel es ihr von den Augen.

Wie hatt sie sich so leichtfertig von ihr trennen können? Auf Geheiß ihres Mannes allerdings, aber doch leicht, ohne viel Widerspruch. Wie war das nur gekommen, daß sie ihrer so wenig gedacht in all der Zeit?

Wenn sie der Mutter schrieb? Und ihr sagte, daß das was vorgefallen, ihr leid tue? Aber Alfred und seine ganze Familie hatten die Mutter zu sehr gekränkt. Und sie, Susi, hatte es geschehen lassen. Sie begriff es nicht mehr.

Wenn sie trotzdem schrieb? — Wenn sie ihr sagte, wie gerne sie zu ihr käme? Schon der Gedanke an diese Möglichkeit erquickte sie.

Susi ließ aber ihren Vorsatz nicht zur Tat werden. Sie überlegte und wartete und war unsicher, wie die Mutter einen solchen Brief aufnehmen werde.

In diesen Tagen der Unruhe und der Sehnsucht kamen ein paar Zeilen Marie Zuberbühlers, die durch Tefil erfahren, was sich in der goldenen Schlange zugetragen.

Es waren einfache Worte, die sie schrieb, aber das Mutterherz sprach daraus. Sie fragte Susi, ob sie nicht, da ihr Mann krank sei und sich nicht daran stößen könne, den Treuhof aufsuchen wolle. Sie sei jeden Abend daheim und würde sich freuen, ihr Kind sehen und trösten zu können.

Am selben Abend schon saß Susi neben der Mutter und erzählte ihr, die Hand in der ihren, was sie hatte erleben müssen. —

Mit finster zusammengezogenen Brauen hörte die Doktorin davon, daß Alfred schon vor der Hochzeit heimlich getrunken und daß seine Eltern darum gewußt und sie nicht gewarnt hatten.

Sie sah mit Erbarmen auf ihre junge Tochter, die solche Schreckensstunden hatte durchmachen müssen.

Mit warmem Herzen hörte sie die Worte der Reue, die Susi tapfer aussprach, und sich nur damit entschuldigte, daß sie eben zu glücklich gewesen und an niemand gedacht habe, als an sich selbst.

Das Gespräch wandte sich dann Freundlicherem zu, und Marie Zuberbühler fand, trotz allem, was sie von Susi erfahren, Lichtblicke, die es ihr erlaubten, ihre geliebte Dose aus der Tasche zu holen und eine ergiebige Prise zu nehmen.

Von diesem Tage an kam Susi täglich auf den Treuhof und hatte nun wieder einen Ort, wo sie ihren Kummer aussprechen konnte und getröstet wurde.

Trotzdem sich Marie Zuberbühler freute, daß ihre jüngste Tochter ihr wieder nahe getreten, näher als je zuvor, war ihr Herz doch schwer um ihres Sohnes willen.

Je näher der Tag kam, an dem der Friedberg geschlossen werden sollte, je größer ward ihre Angst, Uli zu verlieren und je drückender und beklemmender verfolgte sie der Gedanke, daß sie es war, die ihn vertrieb.

Alles, was ihr sonst Freude gemacht hatte, wurde ihr gleichgültig. Nur das eine blieb für sie bestehen, daß der Sohn fort mußte, hinausgedrängt durch die Mutter. Das durfte nicht sein.

Tagelang und nächtelang suchte sie nach einem Ausweg. An Essen und Trinken mußte sie von Tefil gemahnt werden. Ihr Gesicht verlor Farbe und Festigkeit.

Einmal in einer schlaflosen Nacht durchzuckte es sie wie ein Blitz. In grellem Licht stand ein Ausweg vor ihr, und in demselben Augenblick wußte sie, daß es der Weg war, den sie gehen mußte. Wie ein Messer schnitt es ihr ins Herz und nahm ihr den Atem.

Mit weit offenen Augen lag sie und starrte ins Leere. Was da vor ihr aufstand und sie wie eine Riesin aus mächtigen Augen mahnend ansah, war die Entsagung.

Den Kopf hoch, die düstern Augenbrauen zusammengezogen, suchte die Doktorin am nächsten Morgen ihren Bruder auf. Als sie ihn gefunden, sah sie ihm in die Augen.

„Tefil, ich habe dir etwas zu sagen."

Schweigend saßen Bruder und Schwester in der Doktorin Stube einander gegenüber. Er wartete, daß sie reden werde, und sie konnte nicht reden. Sie stand auf und schenkte sich ein Glas Wasser ein. Als sie es getrunken, setzte sie sich wieder. —

Tefil saß neben dem Gerippe, die spitzen Ellbogen auf die Knie gestützt, das Kinn auf den gefalteten Händen, wie immer. Er sah zu Boden und wartete.

„Tefil" begann endlich die Doktorin, „du weißt, daß in wenig Tagen das Spital geschlossen wird?"

„Wenn es unsern Uli nichts anginge, möchte ich es dem Friedberg gönnen."

„Der Uli will nach Sumatra", sagte langsam die Doktorin. — — —

„So."

„Weißt du, wie weit das ist?"

„Ho, ich kann mir das denken."

„Dann begreifst du, daß ich ihn nicht fortlassen will?"

„Der Uli wird viel danach fragen, ob du ihn fortlassen willst! Er macht was er will, gerade wie du auch. Es wäre gut gewesen, wenn er mehr auf dich gehört hätte."

„Diesmal wird er auf mich hören. Ich will dir jetzt etwas sagen, Tefil, und du darfst mir nicht dagegen reden: Der Uli braucht nicht nach Sumatra zu gehen, er kann auf dem Friedberg bleiben, denn die Marie Zuberbühler geht." Sie hatte es hastig gesagt.

„Was, geht?"

„Ich will dem Uli Platz machen. Ich ziehe fort von hier", rief die Doktorin laut und faßte die Lehne ihres Stuhles mit beiden Händen, um sich daran zu halten. — „Jetzt wirst du mich wohl verstanden haben."

Der Bucklige fuhr mit zornrotem Gesicht auf.

„Ins Narrenhaus sollte man dich stecken, wenn du das tust!" schrie er.

„So steck' mich halt hinein, denn ich werde es tun. Meinen Entschluß erschüttert nichts mehr. Den habe ich mir wohl überlegt, und er ist mir zu schwer gefallen, als daß ich ihn im Handumdrehen wieder ändern möchte."

„Laß doch ums Herrgottswillen den Uli laufen! Was ist denn an dem Uli, daß du das für ihn tun willst?"

„Er ist halt mein Kind, und ich will ihm nicht im Wege stehen." Tefils Gesicht zog sich in tiefe Falten.

„Das tust du nicht, Marie! Denk' doch daran, wie die Leute hier herum dich brauchen. Was sollen sie denn anfangen ohne dich? Meinst du denn, sie werden dich gehen lassen?" —

„Sie werden halt müssen", sagte sie. — Sie hielt ihr Taschentuch, mit dem sie sich den Schweiß von der Stirne gewischt, in der Hand und zerdrückte es.

„Und unser Krankenhaus, das voll ist bis unter das Dach? Und der ‚Erlöser'? Herrgott noch einmal, Marie, das alles kannst du doch unmöglich jetzt fahren lassen?"

„Doch. Wenn ich Uli helfen will, muß ich ihm ganz helfen. Fort muß ich! Weg von hier! Dann gelingt es ihm."

Tefil ließ seine Finger knacken, einen nach dem andern. Er war in großer Aufregung und stieß den Pix beiseite, der an ihm hinaufspringen wollte.

„Ich weiß, was du für einen Kopf hast, Marie, und wie wenig es nützt, auf dich einzureden. Aber hör' jetzt nur dies einzige Mal auf mich. Tu' das um Gotteswillen nicht, daß du wegziehst. Der Uli soll sich sonst helfen! Der kann überall Geld verdienen."

„Es handelt sich nicht darum, Geld zu verdienen, sondern daß er den Friedberg halten kann, den er übernommen. Für den Uli ist es eine Ehrensache, eine Lebensfrage. Es würde ihm das Herz abdrücken, wenn er so gehen müßte und den Schlüssel hinter der verlorenen Sache umdrehen. — Er hängt an seinem Beruf."

„Du etwa nicht?" fragte Tefil erbittert.

„Doch. Aber das ist nicht dasselbe. Ich bin bald sechzig. Und Ehre habe ich genug gehabt meiner Lebtag. Ich kann's künftig machen ohne sie. Der Uli aber fängt erst an. — Er braucht Anerkennung und Erfolg. Und jetzt hör', Tefil, sag' nichts mehr. Es ist mir schwer geworden, dahin zu kommen, wo ich jetzt bin. Du mußt es mir nicht noch schwerer machen." Tefils kleine Schlitzäuglein wurden naß. Er wischte mit seiner harten, rauhen Hand darüber.

„Doktorin, ich weiß, du kannst das nicht durchmachen. Du kannst nicht von hier fort", sagte er heiser.

„Wir machen's zusammen durch. — Es geht schon, Bruder."

„Ein Narr bist du!" rief er nun wieder zornig. „Ein Narr! So ein Besitztum! Und so ein Gewerbe! Alle Tage bringt's Geld wie Heu."

„Am Geld liegt mir nicht viel. Dich hat es immer mehr gefreut als mich. Auch habe ich ja genug davon."

„Nun ja, ich will vom Geld nicht reden. Aber die Ehre, Marie, die Ehre! Daß du die so wegwerfen willst! Berühmt bist du, ich möchte fast sagen, wie niemand sonst weit und breit, und willst fort, an einen Ort, wo dich vielleicht niemand kennt! Willst deine große Arbeit aufgeben und irgendwo an ein Fenster sitzen und hinausschauen, ob es regnet oder schneit, du, die Wunderdoktorin! Ich kann mir nicht helfen, eine Narretei ist es! — Damit der Uli hier herum doktern kann! Jesses Gott, als ob du nicht hundertmal mehr genützt hättest!" —

„Tefil", sagte die Doktorin müde, „das alles weiß ich selber. Es wäre mir recht, wenn du nicht mehr davon reden wolltest. Was ich tue, tue ich Uli zulieb. Ich habe es lange überlegt, und es ist das Richtige."

„Du siehst es so an."

„Wie ich es ansehe, darauf kommt's an. Du hast nie einen Sohn gehabt, dem du zum Schaden geworden bist. — Dem Uli steht nichts im Weg als der Treuhof und ich, aber nicht mehr lang." — Tefil schwieg, er wußte, daß reden nichts nützte.

„Bruder, ich habe dich fragen wollen, ob du mit mir kommen willst", sagte nun die Doktorin. Ihre Stimme war bis dahin fest geblieben, jetzt zitterte sie.

„He, ich denke wohl, Marie. Wohin?"

„Ich kann's noch nicht bestimmt sagen. Ich habe allerlei Pläne. Wir werden schon etwas finden." Sie reichte Tefil die Hand und drückte die seine.

„So, und jetzt wollen wir fahren", verhinderte die Doktorin die aufsteigende Rührung. „Meine Kranken kann ich nicht so im Stich lassen. Die Woche machen wir es noch hier, damit die Leute sich daran gewöhnen können, daß es mit dem Treuhof vorbei ist. Dann gehen wir."

„So bald?" fragte Tefil.

„He ja, mir scheint's lang genug. Jeder Tag tut mir weh." — — —

„Du bist eine Frau!" rief Tefil. „Ich muß mich nur wundern, was du für eine Frau bist!" Er ging in der Stube herum und besah sich jeden einzelnen Gegenstand, als hätte er ihn noch nie gesehen. Vor der Karte mit den feurigen Punkten blieb er stehen und schüttelte heftig den Kopf. Ueber die Dankschreiben fuhr er liebkosend mit der Hand, daß sie rauschten. Aber er sagte nichts mehr. Er merkte, daß das Fortgehen der Schwester schwer genug fiel.

„Weiß es der Uli?"

„Nein. Ich will mir nicht drein reden lassen. Und er wird's früh genug erfahren. Geh jetzt, Tefil und laß anspannen. Wir müssen fort." —

Langsam verbreitete sich das Gerücht im Land, daß die Wunderdoktorin wegziehe.

(Schluß folgt.)

Zu unsern Bildern.

Durch eine Windhose verursachte Sturmschäden in Sehlis bei Taucha. Diese kürzlich über die Dörfer Sehlis und Plöfitz bei dem sächsischen Städtchen Taucha hereingebrochene Windhose hinterließ überall Verderben und Verwüstung. In Sehlis blieb kein einziges Gebäude unbeschädigt. Mehrere Wohnhäuser verloren ihr Dach, die neue Schule wurde vollkommen zerstört und von der Kirche blieben nur die Umfassungsmauern stehen. Viele Ställe und Scheunen wurden radikal weggefegt, Tausende von Obstbäumen geknickt. — Unser Bild zeigt arme Bewohner, welche aus den Trümmern ihrer Habe noch irgend etwas zu retten suchten.

Blumen, die ihre Farbe ändern

Man findet zurzeit vielfach in den mitteldeutschen Wäldern das rauhhaarige Lungenkraut (Pulmonaria), dessen Blütenfärbung dem Botaniker ein Rätsel aufgibt: die jungen Blüten sind tief rosenrot gefärbt, nehmen aber mit zunehmendem Alter blaurote, schließlich blaue und endlich auch mißfarbene blaugrüne Färbung an. Der Biochemiker weiß uns ein Erklärung, oder sagen wir besser, weiß uns die Ursache dieser Farbenänderung anzugeben. Er sagt, der Farbstoff des Lungenkrautes verhalte sich ganz wie der Farbstoff der Orseilleflechte,, der dem Chemiker die so wichtige Lackmusfarbe gibt, die durch Säuren rot, durch Alkalien (Basen) blau gefärbt wird. Der Zellstoff der Lungenkrautblüte müsse also bei der jungen Blüte sauer wirken, mit zunehmender Lebensdauer aber immer mehr basisch werden und dementsprechend sei die Blüte anfangs rot, später blau gefärbt. Aber über das Warum? und Wie? erhalten wir nirgends Aufklärung.

Wir entnehmen diese hochinteressante Notiz dem neuesten Hefte der Keplerbundszeitschrift Unsere Welt, die wir allen Naturfreunden angelegentlichst empfehlen möchten.

Neues vom Büchermarkt

Das schmückende Zeichnen an weiblichen Fortbildungs-, Gewerbe- und Fachschulen. Eine Anleitung und Stoffsammlung von Heinrich Stauber, Zeichnenlehrer. 24 Seiten Text mit 36 Tafeln in Lichtdruck und Lithographie (22× 32 Zentimeter) Zürich 1912. Verlag: Art. Institut Orell Füßli. In Kartonmappe Fr. 9.— (Mk. 7.50). — Die vorliegende Arbeit, die Frucht langjähriger Schulpraxis und reicher Erfahrung auf dem Gebiete des gewerblichen Zeichnens, will dem Lehrer als Wegleitung dienen für den Zeichnenunterricht an beruflichen Schulen für Töchter. Während die bisher erschienenen Vorlagewerke für diesen Unterrichtszweig in ihrer ganzen Anlage mehr die allgemein künstlerische Ausbildung bezweckten, sucht der Verfasser die Lösung der Aufgabe vom praktischen Standpunkte aus, ohne jedoch das ästhetische Moment außer acht zu lassen. Er bringt das Zeichnen in engen Zusammenhang mit dem Beruf, um dadurch das Interesse aller Schüler zu erhöhen, und er will sie zur Selbständigkeit und Selbsttätigkeit erziehen. Alle Gebiete des schmückenden Zeichnens sind gründlich behandelt und überall ist die zweckmäßige Verbindung von Unterricht und Praxis dargestellt. Die starke Betonung des Gedächtniszeichnens und des produktiven Gestaltens als integrierender Bestandteil des Zeichnenunterrichtes ist ein großes Verdienst der Arbeit, die in ihrem textlichen Teil einen gedrängten Abriß der Methodik des Zeichnenunterrichts auf dieser Schulstufe gibt und damit Stoffwahl und Stoffverteilung für die verschiedenen Berufe bietet. Eine kurze Erklärung der gebräuchlichen Zierformen dürfte jedem Lehrer willkommen sein. Die 36 Tafeln liefern eine so reichhaltige und für die Praxis leicht verwendbare Stoffsammlung, daß es jedem Unterrichtenden leicht fallen sollte, die geeignete Auswahl zu treffen, und die Entwürfe und ausgeführten Arbeiten geben zu neuen Aufgaben Anregung in Hülle und Fülle. Das „Schmückende Zeichnen" sollte in keiner Schule fehlen, in der gewerblicher Zeichnenunterricht für die Töchter erteilt wird.

„Was 20 Jahre sich erhält und die Neigung des Volkes hat, das muss schon etwas sein."

Goethe an Eckermann, 25. Oktober 1823.

Verkauf in Apotheken - Preis per Flasche Fr. 3.25

Diese Worte des grossen Dichters und Gelehrten treffen in jeder Hinsicht auf **Dr. Hommels Haematogen** zu. Seit über 20 Jahren hat es sich die Gunst der Aerzte und des Publikums in steigendem Masse errungen und bewahrt und sich von Familie zu Familie durch seine sichtbaren Erfolge selbst weiter empfohlen.

Täglich 1—2 Likörgläschen (Kinder die Hälfte), direkt vor dem Essen genommen, bewirken 238

rasche Kräftigung des Körpers und des Geistes

daher Frischwerden des Gesamtorganismus und Verschwinden von frühzeitigen Alterserscheinungen.

Beruhigung des Nervensystems

(das Lecithin ist in seinem organischen Naturzustande und nicht als künstlicher Zusatz darin enthalten).

Weckung des Appetites und Besserung der Verdauung.

Besonders empfehlenswert für zur Schule gehende Kinder, deren Lerntätigkeit erleichtert und ihre Auffassungsfähigkeit erhöht wird. Von sehr angenehmem Geschmack, kann es wie jedes Nahrungsmittel **unausgesetzt** genommen werden, ohne jemals die geringste Störung zu verursachen.

Da das Wort **„Haematogen"** als solches „Freizeichen" geworden ist, so kann jedermann irgend ein beliebiges Präparat, flüssig oder trocken, mit diesem Worte benennen. Deshalb verlange man **ausdrücklich** den Namen des Erfinders **„Dr. med. Hommel"** und lasse sich nichts anderes für :: das Verlangte als gleichwertig oder ebensogut aufreden ::

90d

Schuler's Goldseife

Hemden, Strümpfe und Manschetten
Trocknen da in langen Ketten
Sauber, lachend, blank geputzt,
Seht Ihr, was die Goldseif' nutzt!

Mellin's Nahrung

mit frischer Kuhmilch verrührt, kommt d. Muttermilch vollkommen gleich und kann unbestritten als IDEAL-KINDERNAHRUNG bezeichnet werden. Enthält keine Stärke, kein Kochen erforderlich, ist in kürzester Zeit gebrauchsfertig. Verlangen Sie kostenlose Probeflasche u. Broschüren durch Nadolny & Co., Basel.

65

Bergmann's Lilienmilch-Seife

MARKE ZWEI BERGMÄNNER.
von
Bergmann & Co.
Zürich

unübertrefflich für die Hautpflege und zur Erhaltung eines schönen, reinen Teints
Stück 80 Cts.

37